

„Sorgt euch um das Wohl der Stadt, in die ich euch hinweggeführt habe“ (Jer 29,7).

Vom Segen der apostolisch tätigen Orden in der Kirche von heute. Eine spirituell anspruchsvolle Vision.
Paul M. Zulehner, Würzburg, 7.10.2011.

Hundert Jahre Rita-Schwestern.

Orden erinnern die Kirche

In Ropschitz, Rabbi Naftalis Stadt, pflegten die Reichen, deren Häuser einsam oder am Ende des Ortes lagen, Leute zu dingen, die nachts über ihren Besitz wachen sollten.

Als Rabbi Naftali sich eines Abends spät am Rande des Waldes erging, der die Stadt säumte, begegnete er solch einem auf und nieder wandelnden Wächter.

„Für wen gehst du?“ fragte er ihn. Der gab Bescheid, fügte aber die Gegenfrage daran: „Und für wen geht Ihr, Rabbi?“ Das Wort traf den Zaddik wie ein Pfeil.

„Noch gehe ich für niemand“, brachte er mühsam hervor, dann schritt er lange schweigend neben dem Mann auf und nieder.

„Willst du mein Diener werden?“ fragte er endlich.

„Das will ich gern“, antwortete jener, „aber was habe ich zu tun?“

„Mich zu erinnern“, sagte Rabbi Naftali.

(Der Wächter, in: Buber, Martin: Die Erzählungen der Chassidim, Zürich 1949, 671.)

Gottes Kirchentherapie?

Der Jesuit Norbert Lohfink, selbst als Jesuit Ordensmann, hat die Orden als „Gottes Kirchentherapie“ bezeichnet. Dann wären im Sinn der Chassidischen Geschichte die Orden für die im Weinberg Gottes arbeitende Kirche wie deren Diener. Sie erinnern. Sie erinnern die eigene Kirche daran, wofür sie geht. Aus ihr sind sie entsprungen. Und das einer Zeit, da die Kirche strotzende Lebenskraft hatte. Wer also wissen will, wofür die Kirche geht, hat in den Orden eine zugespitzte Anschauung. Besitzen die Orden ihre alte Kraft und wird die Kirche schwach (wie bei uns), dann können sie „Gottes Kirchentherapie“ sein.

Das waren die Orden im Mittelalter. Ich denke an die Bewegung, die vom Kloster Cluny ausging. Oder an die bis heute wirkmächtige Bewegung des poverello, des heiligen Franz aus der Stadt Assisi.

Trübt der Eindruck, dass derzeit der Vatikan nicht mehr auf die Orden, sondern auf die geistlichen Bewegungen, die sogenannten movimenti setzt? Der aus Deutschland stammende Kardinal Cordes hat sich wiederholt in diese Richtung geäußert. Die Orden kommen auch in den Plänen zum pastoralen Umbau der Diözesen so gut wie nicht vor; die Orden in Österreich haben dies jüngst beklagt.

Liegt der Grund dafür, dass die Orden übergangen werden, aber vielleicht gar darin, dass sie bei uns eben schwach geworden sind: Wie die Kirche selbst, der sie sich verdanken? Sterben sie beide gemeinsam? Vor unseren Augen? Es sind dunkle Fragen, auf die es keine schnellen tröstlichen Antwort gibt.

Die Welt erinnern

Die Orden sollten aber nicht nur die Kirche erinnern. Im wünschenswerten Idealfall erinnern die Kirche und ihre Orden gemeinsam die Welt, die Menschheit. Sie erinnern die Welt, worauf hin sie zugeht. Wie ihre Vollendung aussieht, nach der sie seufzt (Röm 8,22). Und deckt auf, was die Welt daran hindert, zu

werden, wonach sie sich sehnt: eine geeinte Welt, in der sich Gerechtigkeit und Frieden küssen (Psalm 85,11). Sie erinnern, dass genau darin Gottes Plan für seine Welt besteht, den er durch seinen schöpferischen Geist in „unbeirrbarer Treue“ (Dtn 32,4) vorantreibt. „Denn das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, es ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist.“ (Röm 14,17) Und sie leisten diesen Erinnerungsdienst nicht in einer Wunschwelt: sondern in der heutigen Welt, die sich die moderne Welt nennt und von der Benedikt XVI. in seinem Buch Licht der Welt die Christen aufforderte, sie zu umarmen; jene heutige Welt, die sie sich nicht aussucht, sondern in die sie Gott genauso wie einst sein Volk Israel gegen seinen Willen „hinweggeführt“ hat. (Jer 29)

Woran die Orden erinnern...

Will man knapp ausdrücken, woran die Kirche und ihre Orden die Menschen und ihre Welt von heute erinnern, dann sind es letztlich zwei Momente: Orden enthüllen und heilen. Es ist in heutiger Sprache, was Jesus in der Bergpredigt den Jüngern zumutete: „*Ihr seid das Licht der Welt! Ihr seid das Salz der Erde!*“ (Mt 5,13f.) Im Licht wird das Verborgene sichtbar. Durch Salz das Kranke heil. Lassen sie uns diesen Doppelauftrag der Bergpredigt an die Kirche und damit an ihre Orden ein wenig konkreter meditieren.

Orden enthüllen



Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes,
der Erstgeborene der ganzen Schöpfung.

Denn in ihm wurde alles erschaffen
im Himmel und auf Erden...;

alles ist durch ihn
und auf ihn hin geschaffen.

Er ist vor aller Schöpfung,
in ihm hat alles Bestand.

(Kol 1,15ff.)

Das, was wir enthüllen ist letztlich Unerhörtes: Wir leben inmitten einer Geschichte, die Gott mit allen Menschen in seiner Schöpfung schreibt und die auf ein Ziel hinreift: die Vollendung der Schöpfung, die in Jesus von Nazareth, einem von uns und zugleich ganz göttlich, schon begonnen hat, indem in der Auferstehung Jesus zum Christus eingesetzt worden ist (Apg 2,36).

Die Heiligen Schriften der abrahamitischen Religionen erinnern uns an einen Gott, der in sich lautere Liebe ist.. Ihm fährt es in sein Innerstes, wenn die Menschheit dem Tod und seinen vielfältigen Formen, einschließlich der Schuld verfällt. Deshalb eint er sich mit seiner Schöpfung in seinem Sohn, damit nicht der Tod, sondern die Liebe das letzte Wort hat.

All das enthüllen Kirche und Orden auf vielfältige Weise. Entscheidend ist das, was wir leben. Im Sinn der Bergpredigt sollen wir lichtvoll leben: das ist heute am glaubwürdigsten. Daran messen die Menschen unsere Botschaft. Daher ist unser Zeugnis so gefährdet und leicht zerstörbar wie etwa durch Missbrauch anvertrauter Kinder in kirchlichen Einrichtungen.

Solch glaubwürdiges Leben, indem wir das Zeugnis der Liebe als einzelne und als Gemeinschaft geben, die für uns wie ein „Schmelztiegel“ ist, geht nur aus der Kraft des Heiligen Geistes und wenn wir uns unentwegt nähren durch Gottes Wort, im Gebet, vor allem durch die Feier der Eucharistie.

Orden heilen

Orden sind nicht nur Licht, sondern auch Heilsalz. Die christlich inspirierte Kunst hat Jesus als Apotheker dargestellt. Ein gutes Vorbild für unsere Aufgabe!

Jesus geht darum, dass das Leben aufkommt, nicht umkommt. Er droht nicht den Sündern, sondern heilt sie. Er ist der Arzt der „Kranken“. Jesus ist eben wie ein Apotheker. Das macht ihn zum Heiland und seine Kirche und deren Orden zum „Heil-Land“ (Markus Beranek). Das ist ein gutes und kräftiges Leitbild für die Kirche und ihre Orden: Orden sind Heil-Land. So sind die Orden heilend an der Seite jener, die es schwer haben im Leben, materiell wie geistig.



Auch ihre Gemeinschaft hat das von allem Anfang an begriffen und gelebt. So arbeiteten die Ritaschwwestern in der Familienpflege, mit Kindern, im Krankenhaus (1912-1942 im israelitischen). Heute machen Sie zudem geistliche Begleitung. Zu Recht erleben Sie in diesen Tagen eine große Dankbarkeit all vieler Menschen für Ihre 100jährige Arbeit.

Aber nicht nur andere haben von ihren heilenden Diensten profitiert. Sie selbst sind in ihrer von tiefer „Herzensbildung“ (Benedikt XVI.) geprägten Arbeit liebende Frauen geworden und sind so unentwegt dem in allen verborgenen Christus begegnet (Mt 25).

An diesem Festtag will ich ihrer Schwesterngemeinschaft wünschen, dass sie auch in Zukunft für viele Bedrängte Heil-Land sein kann. Da stellen sich natürlich praktische Fragen. Denn das Gesicht der Armut wandelt sich. Wer sind denn heute/morgen die Ihnen anvertrauten Armen? Und angesichts der Überalterung Ihrer Gemeinschaft nüchtern gefragt: Was tun Sie, wenn nicht mehr alle bisherigen Werke in gewohnter Organisationsform weitergeführt werden können? Könnte Ihnen durch die vergessenen Armen von heute eine Art „Zweitgründung“ ihrer Kongregation geschenkt werden? Mit neuen Projekten, neuen Lebensformen?

Das eucharistische Herz

„Euer Geheimnis liegt auf dem Tisch des Herrn: Ihr empfangt euer Geheimnis. ...
Seid was ihr seht und empfangt, was ihr seid: Leib Christi.“

So predigte der große Lehrer der westlichen Kirche Augustinus von Hippo [354-430] zu Ostern für die Neugetauften. Das gilt auch für uns, die ganze Kirche.



Das, was wir auch heute im Festgottesdienst miteinander, von Gott selbst zusammengerufen, gefeiert haben, ist tröstlich und gefährlich in einem.

Wir haben die Gaben zum Altar gebracht. Dann haben wir mutig hinzugefügt, dass die Gaben für uns stehen. Über sie haben wir Gottes wandelnden Geist herabgerufen. Um klar zu machen, worauf unsere Wandlung hinausläuft, hat der Priester daran erinnert, was Jesus am Abend vor seinem

Leiden mit den Seinen getan hat. Das ist das Ergebnis der Wandlung: „Leib hingegeben“, „Blut vergossen“.

Benedikt XVI., der wie sein Vorgänger, der selige Papst Johannes Paul II., der Feier der Eucharistie im Leben der Kirchen, damit auch Ihrer Gemeinschaft, den obersten Rang zuteilt und diesem nichts unterordnet (auch nicht die Lebensform der Priester) hat auf dem Weltjugendtag zu Köln dazu in dichter Weise meditiert. Ich gebe ihm das Wort:

„Diese erste grundlegende Verwandlung [im Tod Jesu am Kreuz hinein in die Auferstehung] von Gewalt in Liebe, von Tod in Leben zieht dann die weiteren Verwandlungen nach sich. Brot und Wein werden sein Leib und sein Blut.

Aber an dieser Stelle darf die Verwandlung nicht Halt machen, hier muss sie erst vollends beginnen. Leib und Blut Jesu Christi werden uns gegeben, damit wir verwandelt werden. Wir selber sollen Leib Christi werden, blutsverwandt mit ihm. Wir essen alle das eine Brot. Das aber heißt: Wir werden untereinander eins gemacht.

Er ist in uns selbst und wir in ihm. Seine Dynamik durchdringt uns und will von uns auf die anderen und auf die Welt im Ganzen übergreifen, dass seine Liebe wirklich das beherrschende Maß der Welt werde.“ (Benedikt XVI., Weltjugendtag Köln 2005.)

Wann immer wir uns also in der Feier des Herrenmahls den Leib Christi einverleiben, werden wir sein Leib. Damit aber werden nicht nur wir, die feiernde Gemeinde, zu einem Leib hingegeben, einer Gemeinschaft, die sich in dienender Liebe verausgabt. Weil wir ja ein Moment an der einen Menschheit sind, geschieht in unserer Wandlung auch Weltverwandlung.

Spiritualität der Gewandelten

Solche Wandlung ist tröstlich, weil es uns mit dem Geheimnis Gottes in tiefster Weise eint und dadurch wie in einem „Schmelztiegel“ zu einer einmütigen Gemeinschaft macht. Diese Wandlung ist aber auch gefährlich, weil sie uns zumutet, anders aus der Feier hinauszugehen, als wir hineingegangen sind.

Ob wirklich Wandlung geschieht, zeigt sich daher nicht an einem frommen Gefühl, sondern in unseren Taten. Es erfasst „Herz und Hand“, all unsere Sinne, und das „aus gutem Grund“. Das heißt konkret:

- Die Wandlung öffnet unsere Augen und Ohren. Wir hören den Schrei der Armen. Wir schauen nicht weg, sondern hin. Der Dienst an den Armen beginnt mit solchem Hinschauen. In der syrischen Kirche des fünften Jahrhunderts lebte daher in jeder Gemeinde neben dem Haus der Presbyter ein Diakon, welchen die Ordnung „das Auge der Kirche“ nannte. Er mußte am Morgen den Strand abgehen und zu schauen, ob nicht ein Toter angeschwemmt worden ist. Er ging in die Dörfer, um jene aufzuspüren, welche krank waren oder der Bildung bedurften.
- Die Wandlung weckt unseren Verstand. Denn wir werden den Menschen nicht nur Fische reichen, sondern werden sie fischen lehren, so der große Gründer der christlichen Arbeiterbewegung Kardinal Cardijn.
- Gewandelt wird vor allem unser Herz. Benedikt XVI. sagt in seiner Antrittsenzyklika, dass die Herzensbildung ein Markenzeichen der christlichen Caritas ist. Sie lässt in unserem Tun aufscheinen, dass Gott selbst ein Herz für uns hat. Seines Herzens Sinnen waltet von Geschlecht zu Geschlecht, ihr Leben dem Tod zu entreißen und sie zu nähren in ihrem Hunger, so der Psalm der Herz-Jesu-Verehrung, der Psalm 33.

In einer Erzählung, die im babylonischen Talmud überliefert wird, wird das Innerste Gottes so dargelegt:

„Zwölf Stunden hat der Tag; in den ersten drei Stunden sitzt der Heilige, gebenedeiet sei er, und befasst sich mit der Gesetzeslehre, in den anderen sitzt er und richtet die ganze Welt, und sobald er sieht, dass die Welt die Vernichtung verdient, erhebt er sich vom Stuhl des Rechts und setzt sich auf den Stuhl der Barmherzigkeit; in den dritten sitzt er und ernährt die ganze Welt, von den gehörnten Büffeln bis zu den Nissen der Läuse; in den vierten sitzt der Heilige, gebenedeiet sei er, und scherzt mit dem Levjathan, denn es heißt: ‚Der Levjathan, den du geschaffen hast, um mit ihm zu spielen!‘“

(Babylonischer Talmud, Traktat Avoda zara (Vom Götzendienst) 3b; zitiert nach Goldschmidt, L.: Der Babylonische Talmud, VII Berlin 1925, 801.)

Wenn heute in unserer katholischen Kirche um eine Pastoral des Erbarmens gerungen wird – z.B. mit Blick auf Menschen, deren Ehe nicht mutwillig, sondern aus einem Gemenge von Schuld und Tragik in die Brüche gegangen ist, und die aus Angst um eine bedrohliche Obdachlosigkeit ihrer Seele und um der Kinder willen nicht allein zu leben wagen, sondern sich neuerlich ehelich verbünden:

Dann ist für die vielen Betroffenen und die besorgten Seelsorgerinnen und Seelsorger kein Taktieren mit dem Zeitgeist, sondern eine Veröffentlichung des Erbarmens Gottes, der sich vom Stuhl der Gerechtigkeit auf den Stuhl des Erbarmens setzt.

Johann B. Metz nennt deshalb die Fähigkeit zum Mitfühlen, die Compassion, als Grundmerkmal christlich-kirchlichen Lebens. Viele kirchliche Schulen haben Bildungsprogramme entworfen, um die Fähigkeit zur Compassion der Kinder zum Wachsen zu bringen.

- Die Wandlung macht schließlich unsere Hände bereit zuzupacken. Dann wenden wir uns tätig anderen zu, oftmals so, dass die eine Hand nicht weiß, was die andere tut. Aber wir organisieren auch unser Tun und schaffen Projekte und Einrichtungen.

Öffne meine Augen, Herr,
für die Wunder deiner Liebe.

Mit den Blinden rufe ich:
Heiland, mache dass ich sehe.

Öffne meine Ohren, Herr,
für den Anruf meiner Brüder (Schwestern).

Lass nicht zu, dass sich mein Herz
ihrer großen Not verschließe.

Öffne meine Hände, Herr,
Bettler steht vor meiner Türe
und erwarten ihren Teil.

Christus, mache, dass ich teile.

(Laudes Do 3.Wo.)

Verehrte Schwestern, geschätzte jubilierende Schwestern der Heiligen Rita!

Ihnen ist heute, zunächst im Namen der vielen Menschen, an deren Seite sie sich begeben haben und denen Sie Spuren des Lebens eröffnet haben, zu danken. Dankbar hat auch die Kirche zu sein, in der sie die Aufgabe wahrnehmen zu erinnern: an das Enthüllen und das Heilen. So schließe ich, indem ich Ihnen noch einmal die von Martin Buber überlieferte Chassidische Geschichte vom Rabbi aus der Stadt Ropschitz erzähle.

In Ropschitz, Rabbi Naftalis Stadt, pflegten die Reichen, deren Häuser einsam oder am Ende des Ortes lagen, Leute zu dingen, die nachts über ihren Besitz wachen sollten.

Als Rabbi Naftali sich eines Abends spät am Rande des Waldes erging, der die Stadt säumte, begegnete er solch einem auf und nieder wandelnden Wächter.

„Für wen gehst du?“ fragte er ihn. Der gab Bescheid, fügte aber die Gegenfrage daran: „Und für wen geht Ihr, Rabbi?“ Das Wort traf den Zaddik wie ein Pfeil.

„Noch gehe ich für niemand“, brachte er mühsam hervor, dann schritt er lange schweigend neben dem Mann auf und nieder.

„Willst du mein Diener werden?“ fragte er endlich.

„Das will ich gern“, antwortete jener, „aber was habe ich zu tun?“

„Mich zu erinnern“, sagte Rabbi Naftali.

(Der Wächter, in: Buber, Martin: Die Erzählungen der Chassidim, Zürich 1949, 671.)